

Was bedeutet es, dass wir leiblich existieren?

Der Leib als Brücke zwischen Tier und Mensch

Wir sind leibliche Wesen. Diese kurze und knappe Aussage klingt einleuchtend und selbstverständlich. Doch das täuscht darüber hinweg, dass unsere leibliche Existenz in keiner Weise verstanden ist. Der Hinweis auf die leibliche Existenz zielt tatsächlich auf ein kaum zu lüftendes Geheimnis unserer menschlichen Existenz und der Welt. Die herausragende Besonderheit dieser leiblichen Existenz ist es, dass wir einerseits zu dem gehören, was wir als Welt verstehen und dass wir uns zugleich davon distanzieren können. Wir sind Körper unter Körpern, und doch sind wir auch jener Geist, der die Körper betrachtet. Der Leib ist eine philosophische Kategorie, die das Ziel hat, diese unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Beschreibungen zusammenzuhalten, ohne sie zu reduzieren. Wenn man die Beschreibung des Leibes mit geeigneten philosophischen Methoden vornimmt, kann man zeigen, dass der Leib in noch größerer Vielfalt als in der gegensätzlichen Struktur von Körper und Geist erscheint.

Kann man die leibliche Existenz als eine Basis wählen, um das Verhältnis von Tier und Mensch besser beschreiben zu können? Meiner Ansicht nach ist das in der Tat der Fall. Der Begriff des Leibes ist als umfassender anthropologischer Begriff in der Lage, nicht nur als eine Brücke zwischen Tier und Mensch zu dienen, wie es der Titel nahelegt, sondern zugleich, um im Bild zu bleiben, auch auf den Graben hinzuweisen, den es zu überbrücken gilt. Hierzu ist es wichtig, einen Blick zurück in die europäische Geschichte der Philosophie zu werfen.

Thesen aus der Philosophie

In unserer europäischen Kulturgeschichte – der klassischen griechischen Philosophie und ihrer langen, bis heute reichenden Auslegungsgeschichte – stand fast immer die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier im Vordergrund. Platon knüpft an alte ägyptische Vorstellungen über den Menschen an, die von einer menschlichen Seele sprechen. Er entwickelt eine Seelenlehre, in der die Seele dreigeteilt ist: Es gibt eine begehrende Seele, eine Seele, die durch den Willen bestimmt ist, und eine Seele, die Träger der Vernunft ist. Diese drei Seelenanteile sind allerdings gewichtet, sie bil-

den eine Hierarchie. Platon benutzt das Bild eines Pferdewagens, Wille und Begierde sind durch die Pferde repräsentiert, die Vernunft dagegen ist der Wagenlenker, der die beiden auseinanderstrebenden Kräfte binden und lenken muss.¹ Hier zeigt sich eine Hierarchie, die in der Übertragung auf die Terminologie zu Anfang den Geist dem Körper vorzieht. Durch diese Einseitigkeit wird der Leib, der ja so unterschiedlich erscheinen kann, zu jenem Graben, an dessen Überbrückung wir heute mühsam arbeiten. Nun gilt: Das, was den Menschen mit dem Tier verbindet, ist seine Körperlichkeit, doch das was ihn auszeichnet, ist sein Geist, sind seine Erkenntniskräfte. Die natürlichen Bedürfnisse sind etwas Tierisches, aber damit auch etwas Minderwertiges. Die Begierde und der Wille brauchen die Vernunft, sonst kann der Mensch nicht gelingen. In der Folge von Platon hat es in der Philosophie viele weitere Definitionen des Menschen gegeben, die stets die Unterscheidung zum Tier in den Vordergrund gestellt haben. Aristoteles beschreibt den Menschen als *zoon logon echon*, also als ein Lebewesen, das gegenüber den anderen Lebewesen dadurch ausgezeichnet ist, dass es am *logos* teilhat, dass es Vernunft hat. Boethius formuliert am Ende der Antike: *persona est rationabilis naturae individua substantia* (eine Person ist eine individuelle Substanz einer vernunftsfähigen Natur). Auch die christliche Rezeption verband mit diesen Unterscheidungen eine religiöse Wertung: Der Mensch ist ein Zwitterwesen zwischen dem Tierreich und dem Göttlichen, seine tierischen Aspekte binden ihn an die Erde und verhindern seinen Übergang zur göttlichen Sphäre. Mensch zu sein, heißt dann immer auch, seinen Körper zu bezwingen, die natürlichen Impulse und Triebe zu beherrschen, damit in ihm jene Kräfte wirken können, die der göttlichen Sphäre angehören.

Dieses dominante Bild vom Menschen änderte sich auch in der frühen Neuzeit nicht. Descartes definiert den Menschen als jenes Wesen, das im Unterschied zum Tier, an der *res cogitans* teilhat, also an jener Substanz, die das Denkvermögen darstellt. Erst durch das Denkvermögen wird der Mensch zum Menschen, aber gerade dadurch unterscheidet er sich vom Tier. Descartes verschärft sogar das Problem: Tiere sind mit einem Mal nur noch Automaten, biologische Mechanismen. Im Verlauf der naturwissenschaftlichen Forschung wurde das Bild allerdings revidiert, jedoch nicht dadurch, dass das Tier in der Wertschätzung erhöht, eher dadurch, dass der Menschen wieder ins Tierreich gesetzt wurde. Darwin etwa sah, dass es mehr Ähnlichkeiten in den Gefühlsregungen zwischen Mensch und Tier gibt, als es die anthropologischen Ansätze nahelegen würden.² Von nun an überwiegt die Betonung der körperlichen Seite in der Betrachtung der leiblichen Existenz des Menschen. Das Denken wird als emergente Begleitererscheinung eines hochkomplexen Organismus verstanden.³ Diese Einschät-

1 Vgl. Plato, Phaidros, 246,a-d; 253,d-255,a (in: Platon, Werke Bd. 5, Darmstadt 1990, S. 71ff.).

2 Vgl. Darwin, Charles, *The Expressions of the Emotions in Man and Animals*, New York 2007 (1872).

3 Vgl. Stephan, Achim, *Emergenz. Von der Unvorhersehbarkeit zur Selbstorganisation*, Paderborn 2007, S. 78ff.

zung wird auch heute noch von vielen geteilt. Es wird eigentlich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts möglich, durch zunehmende Erkenntnisse in der Verhaltensbiologie, aber auch in der Evolutionstheorie, die sicher geglaubten Unterschiede zwischen Mensch und Tier infrage zu stellen. Heute ist es nicht mehr so ganz eindeutig, was genau menschliche Sprachfähigkeit von der tierischen unterscheidet, inwieweit nicht auch Tiere zu kulturellen Traditionen in der Lage sind.⁴ Die Beherrschung von Werkzeugen und das zielgerichtete Manipulieren der Umwelt sind schon länger keine Unterscheidungskriterien mehr. So können die Naturwissenschaften einen wichtigen Beitrag dazu liefern, die althergebrachte und metaphysisch abgesicherte Distanznahme zwischen Mensch und Tier nachhaltig zu hinterfragen. Das soll nun auch nicht heißen, dass es keine Unterschiede gibt, aber es soll heißen, dass man die Unterschiede nicht einfach durch eindeutige Grenzlinien bezeichnen kann.

Schwierigkeiten und Chancen eines leibphänomenologischen Ansatzes

Die naturwissenschaftliche Forschung ist offenkundig darin stark, alte kategoriale Grenzen einzureißen, aber kann sie auch Gräben überbrücken? Dazu wäre es meiner Ansicht nach notwendig, eine wertorientierte Beschreibung von Mensch und Tier vorbringen zu können. Doch hier gibt es im wissenschaftsaffinen Umfeld nur utilitaristische Ansätze und deren Urteilsvermögen mag man mit Vorsicht als instabil bezeichnen, wie die vieldiskutierten Thesen von Peter Singer zeigen. Eine solche objektivierende Betrachtung, die ein Nutzen-, Glück- oder Leidkalkül hinzunimmt, scheint nicht fundiert genug zu sein. Im Übrigen zeigen sich diejenigen, die auf diese Weise die Differenzen zwischen Mensch und Tier einebnen wollen, allzu leicht dazu geneigt, die Tiere dem Menschen immer ähnlicher zu machen. Doch auch diese Haltung übersieht das Eigenrecht der Tiere, das schon lange beginnt, auch wenn sie uns noch sehr unähnlich sind!

Wir werden uns der Situation stellen müssen, dass wir – auch in der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier – immer vonseiten des Menschen aus argumentieren und wir es redlicherweise auch nicht anders tun können. Je nachdem, wie wir uns selbst verstehen, kommen wir zu einem anderen Bild vom Tier und umgekehrt: Je nachdem, wie wir die Tiere verstehen, so kommen wir auch zu einem spezifischen Bild vom Men-

⁴ Vgl. de Waal, Frans, *Der Affe und der Sushimeister. Das kulturelle Leben der Tiere*, Wien 2002. Dagegen ein wenig zurückhaltender: Tomasello, Michael, *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, Frankfurt am Main 2009.

schen. Und hier scheinen die leibphänomenologischen Ansätze neue Impulse geben zu können.⁵

Die wichtigste Erkenntnis einer leibphänomenologischen Analyse ist die, dass wir als leiblich existierende Wesen immer schon in einer Verbundenheit mit der uns umgebenden Wirklichkeit und mit anderen Menschen und Tieren existieren, bevor wir uns distanzieren und sie in den Blick zu bekommen versuchen. Die Verbundenheit von Geist und Körper ist kein Fundament, auf dem wir selbstgewiss aufbauen können, vielmehr stellt sie erst einmal alle Selbstgewissheiten infrage. So wie der Fisch keinen Begriff von dem Ozean haben kann, in dem er schwimmt, so können wir Menschen uns keinen vollständigen Begriff von der Welt machen, in der wir leben. Wir sind immer schon viel zu stark eingebunden, bevor wir dazu kommen, uns aufgrund kultureller Errungenschaften zu distanzieren. Die fundamentale Deutung der leiblichen Existenz führt zu einem phänomenologischen Feld, dessen Phänomene vielseitiger sind, als monistische oder auch dualistische Ansätze darstellen können. Die Distanznahme ist möglich, auch das ist eine Facette unserer leiblichen Existenz, der Erfolg naturwissenschaftlicher Forschung zeigt das. Doch das sollte uns nicht unterschätzen lassen, wie viel dabei aus dem Blick gerät. Nun leben wir in einer Zeit, in der der objektivierende Blick zu der maßgeblichen Betrachtungsform sowohl für die Welt wie auch für den Menschen erhoben worden ist. Im Grunde nehmen wir wiederum eine simple Zweiteilung vor: das, was sich dem objektivierenden Blick verweigert, nennen wir subjektiv. Doch handelt es sich bei genauerer Analyse hierbei nicht nur um einen Rest individueller Subjektivität, sondern um eigenständige und vielfältige Dimensionen von Wirklichkeit! Erst wenn es gelingt, diese besser zu erkennen, können wir auch der gemeinsamen Existenz mit Tieren gerechter werden. Der objektivierende Blick sieht in ihnen (wie auch in den einzelnen Menschen) Exemplare einer bestimmten Art. Abwegige Positionen von Rassismus und Speziesismus verhindert er nicht.

Der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty hat einen phänomenologischen Ansatz ausgearbeitet, dessen Ziel es ist, genau diese unterschätzten Dimensionen unserer leiblichen Existenz, die wir nicht in einem objektivierenden Blick erfassen können, zu beschreiben. Er versucht in vielfältigen Ansätzen immer wieder eine Spur zu bahnen zu jenen Voraussetzungen, die in unserer Existenz immer schon gegeben sind, damit wir überhaupt Sprache erlernen und uns distanzieren können. Damit wendet sich Merleau-Ponty dezidiert nicht gegen die naturwissenschaftliche Forschung, aber er macht darauf aufmerksam, was unsere leibliche Existenz jenseits objektivierender Beschreibungen ausmacht. Das grundlegende Problem ist, dass diese Dimensionen sich kaum sprachlich erschließen. Es

5 Vgl. Merleau-Ponty, Maurice, *Die Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin 1966; Ders., *Das Sichtbare und das Unsichtbare*, München 3. Aufl. 2004; vgl. auch Waldenfels, Bernhard, *Das leibliche Selbst*, Frankfurt am Main 2000.

gibt in dieser Wirklichkeit Bereiche, die sich nur zeigen, wenn wir uns beteiligen, nicht aber, wenn wir sie mit standardisierten Kategorien bezeichnen oder mit bestimmten Messverfahren erschließen wollen.⁶

Ich möchte ein einfaches und einleuchtendes Beispiel geben. Wie können wir der Menschenwürde auf die Spur kommen? Die meisten in unserer Gesellschaft stimmen darin überein, dass die Menschenwürde existiert und nicht nur ein freundliches Konzept ist, das nur so lange gilt, wie es Menschen gibt, die es auch für richtig halten. Doch wie wollen wir diese Menschenwürde finden? Nun könnten wir distanzierende Methoden anwenden, uns etwa einen Menschen vorstellen, der sich in einem Glaskasten vor uns befindet. Wir können alle Analyseinstrumente benutzen, die uns zur Verfügung stehen, Genanalyse, Computertomographien, Zellforschung, die Menschenwürde würden wir nicht finden. Wir werden ihr erst dann auf die Spur kommen, wenn wir erkennen, dass wir selbst, die wir den Menschen untersuchen, Menschen sind und dass wir deshalb immer schon mit dem zu betrachtenden Menschen verbunden sind. Deshalb helfen objektivierende Methoden nicht weiter!

Ein weiteres bekanntes Beispiel ist die Liebe zwischen Mann und Frau. Eine objektivierende Beschreibung über neuronale Aktivitätsmuster, hormonelle Veränderungen und Fortpflanzungschancen verkennt eine entscheidende Pointe der menschlichen Liebe: Hier liebt ein ganz bestimmter Mensch einen ganz bestimmten anderen Menschen. Genau dies aber ist aus naturwissenschaftlicher Perspektive nahezu irrelevant. Auch hier zeigt sich, dass eine objektivierende Methode vieles sieht, aber in manchen Fällen Entscheidendes nicht in den Blick bekommt, sondern erst eine Wahrnehmung, die die eigene existentielle Beteiligung nicht ausblendet.

Konsequenzen für das Tier-Mensch-Verhältnis

Hier setzt meiner Ansicht nach die Möglichkeit an, wenn wir uns mit Tieren beschäftigen. Auch mit den Tieren sind wir in einer bestimmten Weise verbunden, als leibliche Wesen haben wir einen gemeinsamen Zugang zu bestimmten Dimensionen der Wirklichkeit. Doch das erkennen wir erst, wenn wir uns selbst in unserer basalen Verbundenheit erleben, die durch unsere leibliche Existenz gegeben ist.

Nun muss man an dieser Stelle sehr zur Vorsicht mahnen. Denn nur allzu schnell werden solche Aussagen wie die einer grundlegenden Verbundenheit verwendet, um bestimmte Weltanschauungen oder Lehren über das besondere Verhältnis von Mensch und Tier zu begründen. Doch gibt es hierfür in dem leibphänomenologischen Ansatz nach Merleau-Ponty keine

⁶ Vgl. auch Vogelsang, Frank, *Offene Wirklichkeit. Ansatz eines phänomenologischen Realismus nach Merleau-Ponty*, Freiburg/München 3. Aufl. 2014; vgl. ebenso Vogelsang, Frank, *Identität in einer offenen Wirklichkeit. Eine Spurensuche im Anschluss an Merleau-Ponty, Ricoeur und Waldenfelds*, Freiburg/München 2014.

Grundlage. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, dass diese Dimensionen, die sich dem objektivierenden Zugang entziehen, sich zugleich auch allgemeinen Weltbildern entziehen. Wir müssen auf dieser philosophischen Grundlage bescheidener werden. Die Unfähigkeit zu umfassenden Thesen über Welt und Mensch kann aber zugleich auch die Neugier und die Achtsamkeit für Unterschiede und Nuancen wecken!

Was können wir dann von den Tieren lernen? Unsere leibliche Existenz weist Dimensionen auf, derer wir uns nicht entledigen können, die aber schwierig zu erschließen sind. Der Umgang mit Tieren kann deshalb erstens helfen, sie und uns selbst besser zu erfassen. Wir erkennen viel und doch ist unsere Erkenntnis endlich. Wir können die Hintergrundstrahlung des Universums ausmessen und wissen doch nicht so genau, was geschieht, wenn wir einen Baum vor uns sehen. Wir können zweitens lernen, dass wir auf immer endliche Wesen bleiben werden, die grundlegende Bedürfnisse haben. Manchmal erscheint es so, als verselbständigten sich unsere geistigen Kapazitäten. Manche Science Fiction Erzählungen malen menschliche Cyberspace-Existenzen aus. Doch wir bleiben endliche Wesen, auf elementare Weise bedürftig, unabhängig von geistigen Höhenflügen. Wir können drittens lernen, dass wir immer auf eine Umgebung angewiesen sein werden, die unsere Lebensbedingungen ermöglicht. Der Blick weitet sich von dem Mensch-Tier-Verhältnis auf die uns gemeinsam umgebende Wirklichkeit. Wir befinden uns in einer Schicksalsgemeinschaft, aus der wir uns deshalb nicht erheben können, weil wir gar nicht verstehen können, wie tief wir in sie eingelassen sind. Diese Gemeinschaft bringt ein biblischer Vers sehr schön zum Ausdruck:

»Es ist ja die Kreatur unterworfen der Vergänglichkeit – ohne ihren Willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat – auf Hoffnung; denn auch die Kreatur wird frei werden von der Knechtschaft des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.« (Röm 8,20.21)

FRANK VOGELSANG, geb. 1963, Dipl.-Ing, Dr. theol., ist seit 2005 Direktor der Evangelischen Akademie im Rheinland. Im Bereich der Frage nach dem Verhältnis von Theologie und Naturwissenschaften hat er vielfach veröffentlicht, z. B. mit Nikolaus Schneider »In welcher Wirklichkeit leben wir? Naturwissenschaftliche, philosophische und theologische Zugänge«.